

## **„Ohne das Geglaubte wäre die Welt immer noch wüst und leer“ Martin Walser über Religion Karl-Josef Kuschel**

Es wird im Frühjahr 1985 gewesen sein. Eines meiner damaligen Gespräche mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern im Auftrag von PUBLIK-FORUM hatte mich auch zu Martin Walser geführt. Ich wollte auch ihn befragen, welche Rolle „Religion“ in seinem Werk und in seinem Leben spielt. Wir treffen uns in einem Wiesbadener Hotel nach einer Lesung. Es ist relativ spät am Abend. Aber vielleicht sind es diese wenigen Stunden vor Mitternacht gewesen, die unser Gespräch besonders eindrücklich gemacht haben. 25 Jahre ist das her, aber unvergessen. Und wenn ich Walsers Antworten von damals heute wieder lese (unser Gespräch erschien in PUBLIK-FORUM am 19.4.1985), und zwar im Lichte des in diesem Jahr erschienenen Walser-Romans „Muttersohn“, bin ich überrascht, wie viele Motive in Sachen Religion sich seither durchgehalten haben.

Denn schon damals hatte Walser, 1927 in eine traditionell katholische Welt in Wasserburg am Bodensee hineingeboren, offen von der Religion seiner Mutter gesprochen. Schon hier fällt das Stichwort „Angst“. Angst mit und trotz Religion. Eine „irrsinnige Angst“ habe seine Mutter gehabt, berichtet Walser, eine „Angst-Religion sondersgleichen“, obwohl sie „praktisch aus nichts gemacht war als aus Religion“. Aber gerade weil die Mutter, „so intensiv religiös“ gewesen sei, habe man gleichzeitig das Gefühl gehabt, „dass die Religion ihr keine Sekunde lang irgendeine Ruhe gebracht“ habe. Das habe Konsequenzen auch für ihn gehabt. Die Mutter habe ihn „vollkommen in ihre Angstwelt eingeschlossen“, auch die beiden Brüder, die es noch gegeben habe. „Es gibt keinen Bereich, der davon nicht durchdrungen gewesen wäre“, meint Walser, „vom Essen über das Geld, die Krankheit, den Tod, alles.“ Und um dem Ganzen noch eine Pointe zu geben, erklärt er unumwunden: „Ja, ich bezeichne mich in meinem Selbstverständnis als katholischen Krüppel.“

Das ist der eine Aspekt am „Komplex Religion“, den man bei Walser antrifft: der autobiographische, ja der autotherapeutische. Dazu gehören durchaus auch positive Erfahrungen mit katholischen Priestern in seiner Kindheit. „Katholische Geistliche“? Für ihn, Walser, immer „besondere Figuren“, weil die niemals hätten „lügen“ können. Anteil an der Kirche nähme er, weil er „die Kapläne liebe“. Warum auch nicht? Als Bub habe er sich bei einem seiner Kapläne immer Karl-May-Bände ausleihen können. Diese Bücher hätten ihm „sehr viel bedeutet“. Und lachend hatte Walser damals hinzugefügt: „deswegen“ trete er nicht aus der Kirche aus; er bezahle seine Kirchensteuer sozusagen „als nachgezahlte Bibliotheksspende für diese Bücher“, die er sich bei diesem Kaplan geholt habe: „Das war eine Kirche, die ich nicht vergesse, eine lebenswürdige, eine schöne Kirche.“

Ein anderer Aspekt kommt ebenfalls schon früh hinzu. Ich hatte ihn in dieser Form nicht erwartet, als ich damals in unser Gespräch ging. Dabei hatte ich durchaus registriert, dass es Walser schon 1981 in seiner Büchner-Preis-Rede gewagt hatte, öffentlich die Frage nach dem „Fehlen Gottes“ zu stellen: „Ob ein Kind, das in einer komplett atheistischen Familie aufwächst, noch erschreckt, wenn es 15 oder 19 wird und selber erlebt, dass Gott fehlt? Oder vermisst so jemand überhaupt nichts?“ Aber was ich jetzt von Walser zu hören bekomme, überrascht mich in seiner Eindeutigkeit und Entschiedenheit dann doch: „Ich habe ein ‚Gottesprojekt‘ vor. Das kann aber nicht belletristisch oder essayistisch beschrieben werden, sondern nur als *meine Erfahrung*. Dieses Projekt läuft schon über Jahre hin. Ich forcieren es nicht. Immer wieder kommt etwas hinzu. Die Auseinandersetzung mit der Gottesproblematik kann man nicht so aufarbeiten, dass man danach dann damit fertig wäre. Auch das gehört zu den Verkrümmungen, die ich nicht los werde. Mit ihnen werde ich mich wohl immer herumschlagen müssen. Es geht dabei um meine Erfahrungen mit dem Vorhandensein des Wortes ‚Gott‘.“

„*Meine Erfahrungen*“? Persönliches mitzuteilen, ist für einen Schriftsteller prekär, zumal aus dem Raum der Religion. Walser weiß das. Deshalb sucht er sich in den nächsten Jahrzehnten seines literarischen Schaffens Ersatzfiguren, mit deren Hilfe er ausprobiert, wie die Rede von Gott „funktionieren“ kann und wie andere darauf reagieren. Im Roman „Das Schwanenhaus“ (1980) zum Beispiel lässt Walser seinen Helden, einen gewissen Dr. Zürn, eine überwältigende Naturerfahrung als Gotteserfahrung beschreiben: Sonnenlicht bricht aus einem Wolkenloch. „Ich lasse das manchmal eine Romanfigur wie diesen Dr. Zürn so erleben.“ In der Tat: Was ist Roman-Literatur anderes als Fiktion, Entwurf von Möglichkeiten? Was sind Roman-Figuren anderes als Kopfgeburten des Autors, der damit Problemstellungen durchleuchtet, Gedankenexperimente anstellt und sich Ersatzfiguren schaffen kann, hinter denen er sich verbirgt, die gleichsam stellvertretend für ihn sprechen, ohne dass er aus der Deckung kommen muss?

Auch mit seinem jüngsten Buch „Muttersohn“ kommt Walser nicht „aus der Deckung“, legt er doch einmal mehr einen *Roman* vor, kein autobiographisches Bekenntnisbuch und kein intim-religiöses Tagebuch. Er bleibt auch hier in Distanz, was auch uns Lesern Abstand erlaubt, ein Zurücktreten und Analysieren. Klar ist, dass der Autor in diesem Buch Figuren und Figurenkonstellationen schafft, die wie nie zuvor in seinem Werk Fragen nach Sinn und Bedeutung von „Religion“, ja von „Glauben“ aufwerfen. Und zwar Fragen von „Glauben“-Können nicht in abstrakter oder vager Form, sondern in strikt katholischer Variante. Es ist die katholische Glaubenswelt, die Walser in seinen Figuren widerspiegelt. Nicht zufällig lässt er denn auch die Handlung in einer zutiefst vom barocken Katholizismus geprägten Landschaft

spielen: in Oberschwaben, in einem Raum zwischen Bodensee und Donau, in dem es nur so wimmelt von überwältigend schönen barocken Kirchen und Klöstern: von Zwiefalten bis Birnau, von Weingarten bis Salem und Bad Schussenried. Nicht zufällig ist der fiktive Schauplatz der Handlung eine Klosteranlage namens Scherblingen, wie Bad Schussenried bis zur Säkularisation 1803 ein Prämonstratenser-Kloster mit entsprechender in Barock-Stil ausgestatteter Kirche und einem stuckverzierten Bibliotheksaal, an dessen „Himmelsgewölbe“ „alles gemalt ist, was in Europa seit mehr als zweitausend Jahren verehrens-wert ist.“

Doch der eigentliche literarische Einfall Walser in diesem Buch besteht darin, dass er diesem Kloster jetzt ein PLK, als Psychiatrisches Landeskrankenhaus, angegliedert sein lässt. Von vornherein ist damit die Problemstellung für diesen Roman geschaffen. Inhaltlich besteht sie im engen Zusammenhang von Religion und Psychiatrie, von Glauben und Neurosen, von Kirche und Pathologie; wir erinnern uns an die „Angst-Religion“ von Walsers Mutter. Figural in einer Fügung des Personentableaus, die im Werk Walsers seinesgleichen sucht, könnten doch die beiden Hauptfiguren des Romans ungewöhnlicher nicht sein. Da gibt es den langjährigen Chef der psychiatrischen Anstalt, Professor Augustin Feinlein, mittlerweile 63 Jahre alt, beruflich unter Druck von seinem 18 Jahre jüngeren Ärztlichen Direktor, Dr. Bruderholz, der ihn am liebsten schon längst vom Chefposten verdrängt hätte, zumal Feinlein von seiner Umgebung schon als reichlich „komisch“ angesehen wird. Begreiflich.

Denn ausgerechnet dieser Psychiater ist tief in die Glaubens- und Symbolwelt des Katholischen verstrickt. Walser will es so. Bewusst schreibt er ihm eine Verwandtschaft mit dem letzten Abt von Scherblingen, Eusebius, zu, womit er ihn symbolisch mit der Aura dieses „Reichsprälaten“ umgibt. Bewusst lässt der diesen Mann nicht nur Orgelspieler sein und Latein sprechen, sondern auch ein Interesse an der Erforschung von Reliquien verfolgen, sind doch „nirgends mehr Reliquien verehrt worden als zwischen Donau und Bodensee“. Ja, Walser lässt seinen Professor Feinlein, den er zwischendurch auch auf Rom-Reise schickt, allen Ernstes mit der Möglichkeit spielen, nach seiner Pensionierung Nachfolger des Mesners der örtlichen Stiftkirche, Rudolf Breitwieser, zu werden. Die Liste ließe sich fortsetzen. Sie reicht für die Feststellung: Wenn es irgendwo im Walserschen Werk ein katholisches und nichts als ein katholisches „Biotop“ gibt, das beschrieben wird, als funktioniere es mit Orgel, Latein und Reliquienverehrung noch wie eh und je, dann hier. Was aber ist Walsers Interesse daran? Nostalgie eines Autors, der im nächsten Jahr seinen 85. Geburtstag feiert? Zurück zu einem vorkonziliaren Katholizismus, verklärt als „heile Welt“?

Die zweite Hauptfigur ist noch ungewöhnlicher. Sie heißt Anton Percy Schlugen und ist als Pfleger in der Anstalt tätig. Einstmals war er ein Schüler von Professor Feinlein gewesen, der ihm nicht nur die Pflegekunst, sondern auch Orgelspiel und Latein beigebracht hatte, so dass beide sich auch in diesem katholischen Idiom verständigen. Ping-pong mit lateinischen Satzketten. Ja, Percy, der bei Handlungsbeginn des Romans nach längerer Abwesenheit wieder in die Anstalt zurückgekehrt ist, ist dem Professor derart ans Herz gewachsen, der dieser ihm die Adoption anbietet. Nicht von ungefähr. Denn Percy hat angeblich keinen leiblichen Vater. Das jedenfalls behauptet Percys Mutter Fini und der Sohn glaubt der Mutter: zu seiner „Zeugung“ sei „kein Mann nötig gewesen“. Außerdem hat ihm die Mutter das Wort mitgegeben: „Du bist ein Engel ohne Flügel“, was Percy für sich so übersetzt: „Du wirst zwar nie fliegen, aber auch nie abstürzen. Also kein Risiko weit und breit.“ Und auch hier stellt sich die Frage: Warum hat Walser ein Interesse an einer solchen Figur? An einem solchen „Mutter-Sohn“? Dass man gerade sie religions- und kirchenkritisch rasch als „skuril“ oder „weltfremd“ abtun kann („Geistzeugung“ in einem Roman des Jahres 2011!), weiß auch er. Was also will er zeigen? Was will er „demonstrieren?“

Ich beschränke mich auf einige wenige Aspekte. Was die Figur des Percy betrifft, fällt auf, dass Walser im Kontext einer psychiatrischen Anstalt und einer katholischen Symbolwelt von einem Menschen ohne Angst erzählt. Seine vaterlose Zeugung ist Symbol eines Lebens mit wenig Erdschwere (sprich: Depressionen) und viel Lebensenergie (sprich: Lebensvertrauen). Eine Figur, die „schwebt“, ohne die Bodenhaftung zu verlieren, die ganz für Andere da ist, ohne sich selber aufzugeben, die Nöte und Ängste, Neurosen und seelische Verletzungen ihrer Patienten kennt, ohne ihnen zu verfallen. Bei einer der „Spontanpredigten“ Percys während des Orgelspiels in der Kloster-Anstalts-Bibliothek fallen nicht zufällig die Sätze: „Wenn Mutter Fini nicht an mich glauben würde, könnte ich an niemanden glauben. Und an nichts. Würde also niemanden verstehen. Und nichts. Wenn niemand an dich glaubt, kannst du an niemanden glauben. Glauben kann nur, wer erlebt hat, dass an ihn geglaubt wird. Und was ist das denn: Jemand glaubt an dich? Das sagt dir: Du darfst sein, wie du bist. Immer. Das habe ich erlebt durch meine Mutter Fini. Von Anfang an. Ich darf sein, wie ich bin. Wenn ich das sage, merke ich, wie es mich jetzt bestimmt. Ich habe kein bisschen Angst vor euch. Spürt ihr das auch, ihr, jeder und jede, wir? Das Seindürfen, wie wir sind. In diesem Augenblick. Angstlos. Alle.“

*Seindürfen, wie wir sind:* das ist gemeint mit dem „Engel ohne Flügel“. Und das erklärt auch, warum Walser mit „Percy“ eine Figur geschaffen hat, die ganz aus diesem angstlosen Lebensvertrauen existiert, ausgestattet mit einem „Glaubensübermut“, der auch dem zu erwartenden „Widerlegungseifer“ der Skeptiker und Spötter (im Blick auf seine „vaterlose

Zeugung“) zu trotzen vermag. Walser lässt Percy während einer öffentlichen „Talkshow“ auftreten, und wie zu erwarten ist diese „Show“ das Medium des Zeitgeistes, der alles in Lächerliche zu ziehen pflegt, was nicht in die durchschnittlichen Erklärungsmuster passt. Will er „mit Nazaret konkurrieren“, fragt man ihn süffisant? Walser aber kann jetzt – zeitgeistresistent, wie er zu sein versucht – seine Figur wie zum Trotz sagen lassen: „Dürfen wir etwas nicht glauben, weil andere nicht daran glauben wollen oder können?“ Mit dieser Gegenfrage macht er seine Figur frei vom Unterwerfungszwang unter die Kategorien der rationalistischen Religionskritik, um dann gewissermaßen mit Percy ein eigenes Verständnis von „Glauben“ darzulegen: „Glauben. Das ist eine Fähigkeit. Eine Begabung. Bei Musik weiß jeder: Manche sind musikalisch, andere nicht. So mit der Glaubenskraft. Manche können nur glauben, was sie auch wissen können. Offenbar gibt es Menschen, die können nur mit Gleichungen leben, die aufgehen. Glauben, das ist eine Gleichung, die nie aufgeht. Manchmal möchte ich aufschreien aus nichts als Glaubensmut. Der Glaubensübermut ist die hellste Lebensstimmung, die ich kenne. Bis jetzt. Ich habe natürlich die ganze Lebensfülle noch nicht erlebt. Aber im Glauben erfahre ich, wer ich bin. Wahrscheinlich. Es gibt keine zwei Menschen, die dasselbe glauben. Jeder hat nur seinen Glauben. Der Glaube, das ist die Handschrift der Seele.“

Was ist mit diesen Sätzen gesagt, bedenkt man die Tatsache, dass Walser sie in einer psychiatrischen Anstalt sprechen lässt, in einem Raum der Psychopathologie also? Gesagt ist damit zunächst, dass Walser die psychologische Religionskritik kennt und um den engen Zusammenhang von Religion und Wahn weiß, von religiösem Glauben und seelischen Verkrüppelungen. Er hat die Freud-Lektüre hinter sich, derzufolge Religion Ausdruck von infantiler Regression und purer Selbsttäuschung ist. Aber in „Muttersohn“ schafft er sich Figuren, mit deren Hilfe er experimentell demonstrieren kann, dass „Glauben“ nichts Regressives, Krankhaftes oder Neurotisches haben muss, sondern dem Leben, ja dem Glück eines Menschen dienen *kann*, gerade auch dann, wenn man weiß, dass Glauben immer etwas „Kontrafaktisches“ hat. Die „Gleichungen“ gehen eben nicht auf. Glauben wäre die Kraft, Grenzen zu überschreiten, bisher Geglaubtes oder Plausibles zu überspringen. Sprung in ein Wagnis. Zynismus-Prophylaxe. Widerstand gegen bleierne Gleichgültigkeit. Daher das ungewöhnliche Wort „Glaubensübermut“ in dieser Passage. Walser befreit es vom Irrationalismus-Verdacht und macht es zum Ausdruck eines nichtregressiven Lebensvertrauens. Und wir verstehen nun besser, welches Interesse Walser an dieser seiner „katholischen“ Figur Percy Schlugen hat. Es entspringt nicht der Sehnsucht nach einer angeblich einmal „heilen Welt“, ist vielmehr der Auseinandersetzung mit einem Zeitgeist geschuldet, der allzu vollschnell und oberflächlich „Religion“ mit Ideologie und „Glauben“ mit Aberglauben verwechselt.

Ganz ähnlich auch im Fall von Professor Feinlein. Walser schreibt ihm einen eigenen Text zu, der ein ganzes Kapitel ausmacht: „Mein Jenseits“. Im Roman ist der Text Percy gewidmet und stellt eine Art Summe von Feinleins „Glauben“ dar. Walser stattet diesen Psychiater und Orgelliebhaber mit einer „Sehnsucht“ aus, einer „Sehnsucht, die nicht von sich weiß“ und deren Richtung man erst erfährt, „wenn man sich ihr überlässt“. Und Feinlein überlässt sich gerne der Stille im Raum der Kirche, wenn die Dämmerung einsetzt und das Licht verschluckt wird. Dann gibt es für ihn Momente der Erfahrung des „Getragenseins“. „Solange ich in der Kirche sitze“, schreibt Feinlein in „Mein Jenseits“, „und Zeuge werde, wie die Dämmerung das Licht schluckt, wie die Stille alles andere als lautlos ist, erlebe ich, wie mich alles, was mich hier umgibt, trägt. Wenn die Luft das Element ist, das Vögel und Flugzeuge trägt, wenn das Wasser das Element ist, in dem die Fische leben, dann ist diese Kirche mein Element.“

Und die Verehrung der Reliquien? Seltsam, dass Walser seine Figur ein Buch schreiben lässt, das die Reliquien verteidigen will und zwar ausdrücklich „gegen ihre Erklärer“. Dass dies die größte Zumutung für den „Zeitgeist“ ist, weiß er. Aberglauben, Wunderschwindel, pflegen die Anwälte aufgeklärter „Correctness“ zu sagen. Mit sichtlicher Lust an der Provokation aber Walser lässt Walser seinen Professor lange Ausführungen zur Praxis der Reliquienverehrung machen (die „Heligblutreliquie“ in Scherblingen), zur Rettung dieser Reliquie bei sozialen Unruhen, zu „Heilungswundern“ an Menschen, die ihr Leben an solche „Objekte“ gehängt haben. Alles „Glaubensleistungen“ vergangener Jahrhunderte, wie es im Text heißt. Und dieses Wort „Glaubens-Leistung“ will in seinen beiden Bestandteilen ernst genommen werden. Es ist wie zum Trotz gesagt. Denn Walser will gerade nicht auf die übliche aufklärerische Entzauberung des Reliquienkultes hinaus, auf Falsifikation des Glaubens oder Entlarvung von Reliquienfälschungen. Kann eine Reliquie falsch sein, lässt er Professor Feinlein fragen und ihn unter Berufung auf seinen Urahn, Abt Eusebius, diese Antwort geben: „Nein, Sie wird ja erst durch den Glauben geheiligt beziehungsweise echt. Unsere europäischen Vorfahren haben auch gewusst, was man wissen kann. Aber sie haben geglaubt, was sie glauben wollten. Wie schrieb der Vorfahr? Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt. Musik gäbe es ja auch nicht, wenn man sie nicht machte. Glauben, was nicht ist, dass es sei. Ohne das Geglaubte, schreibt er, wäre die Welt immer noch wüst und leer. Aber Glauben und Unglauben seien keine Gegensätze, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, die nicht aufhören dürfe. Das unaufhörliche Hin und Her zwischen Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen verantwortet der, in dem es passiert“. Welches Verhältnis aber besteht dann zwischen Glauben und Wissen. Ist Wissen nicht das Entscheidende? Feinlein fährt fort: „Der Wissende hat sein Wissen immer von einem

anderen. Auf den kann er sich berufen. Der Glaubende, ob er glaubt oder nicht glaubt, er beruft sich auf sich selber. Ihm, schreibt Eusebius, tun die Wörter weh. Und schließt: Wir glauben mehr als wir wissen.“

Glauben als „Fähigkeit“, als „Begabung“, als „Kraft“: auf all das zielen die Reflexionen, die Walser seiner Feinlein-Figur den Mund legt. Und dies erklärt auch sein Interesse ausgerechnet an Reliquien: Sie existieren nur in der Vorstellung der Gläubigen, sind also Produkte von Glaubenskraft. Was immer man davon halten mag, die Stoßrichtung von Walser Roman ist eindeutig: Wie im Fall von Percy geht es auch bei Feinlein um den Gegenentwurf zu einer rationalistischen Religionskritik, die ihre Gewissheit aus dem vermeindlichen Nachweis bezieht, dass das, was nicht in seiner Existenz bewiesen ist, sinnlos oder gar krankmachend ist. Zu ihrem Unglück klammerten Menschen sich an Fabrikationen und Fiktionen: kurz an Illusionen. Jetzt kann Walser seine Figur sagen lassen: „Egal ob es Gott gibt oder nicht, ich brauche ihn.“ Oder: „Ich weiß, dass es den Himmel nicht gibt. Aber es gibt das Wort. Genau so die Hölle. Himmel und Hölle existieren, ohne dass wir daran glauben. Aber wir glauben ja daran. Ganz von selbst. Unwillkürlich. Wenn es den Himmel gäbe, könnten wir nicht daran glauben. Erst wenn uns auffällt, dass wir daran glauben, merken wir, dass wir nicht daran glauben. Dieses Nichtglauben unterscheidet sich kein bisschen vom Glauben.“

„Glauben“ ist somit für Walser in diesem Roman kein „Für-Wahr-Halten“ von Glaubensinhalten etwa kirchlicher Dogmatik, sondern etwas viel Tieferes, Grundsätzlicheres und Individuelleres: ein andauernder kreativer Prozess, andauernd, weil ständig bedroht vom Nichtglaubenkönnen, kreativ, weil er eine ständige schöpferische Empfindungstätigkeit ist. „Glauben“ ist Seelenarbeit, die jeder individuell an sich zu vollziehen hat. In einer Stellungnahme zu seinem Text kommt Walser nicht zufällig in diesem Zusammenhang auf sein aus der Kindheit stammendes Thema „Angst“ zu sprechen: „Das, was man Leben heißt, das, was man Lieben heißt und Glaubenkönnen, das ist auf jeden Fall eine Verhinderung der Herrschaft der Angst über den Menschen. Und wenn die Angst ihren Anspruch spürbar macht in einem, dann muss von selbst das Glaubenkönnen einsetzen. Das ist keine Willensentscheidung. Kein Mensch glaubt freiwillig. Es muss dir nichts anderes übrig bleiben. Nur Aktivsein, Tätigkeit, Kreativität hilft.“

„Gäbe es Gott, gäbe es kein Wort dafür“, so lautet einer der letzten Aufzeichnungen von Professor Feinlein, bevor er in die Fänge der Justiz und seiner eigenen Psychiatrie gerät, hat er doch das kostbare „Heiligblut“-Reliquiar „gestohlen“ und sind seine Reliquien-Forschungen in Fachkreisen der Psychiatrie ohnehin ein „unaufhörliches Ärgernis“, eine

„Missachtung der europäischen Verstandeskultur“. Dieser Mann verrät schon lange sichtlich „paranoide Züge, ist doch diese Reliquienverehrung aus der Sicht der Aufklärer in dieser Anstalt nichts als „Glaubenstheater“, ein „Verdummungsinstrument der Kirche“. Aber Walser zeigt an seiner Figur gerade umgekehrt die krankmachenden Reduktionen einer „europäischen Aufklärungskultur“, die das Wahre mit dem Bewiesenen identifiziert und vernünftiges Wissen gegen irrationales Glauben auszuspielen pflegt. Das Urverhältnis des Menschen zum Leben beruht auf Vertrauen und Liebe und somit auf Akten nicht des Beweises, sondern des Glaubens. Glauben heißt Vertrauen in eine Wirklichkeit, die „es“ für den nicht gibt, der sich an Beweise klammert. Glauben heißt Fiktionen vertrauen und damit sich auf das einlassen, was nicht ist.

Besteht aber nicht gerade darin die entscheidende Entsprechung zur Literatur? Denn was ist Literatur anderes als Fiktion, der Menschen vertrauen, als gäbe es das, was hier erzeugt wird? Was vollzieht ein Schriftsteller anderes als Glaubensarbeit, indem er der Sprache vertraut und an den Sinn der Worte „glaubt“. Wenn Glauben Berge besteigen heißt, die es nicht gibt, dann heißt Literatur Berge erfinden, die es nicht gibt. Und gerade darauf hatte Walser schon in unserem Gespräch von 1985 hingewiesen. Einer seiner prägnantesten Sätze vor 25 Jahren lautete: „Ich bin ja der Meinung, dass Literatur bastardisierte Religion ist. Literatur ist entstanden als Auslegung der Religion. Das heißt: Religion ist sprachliche Reaktion auf unser Dasein so wie Literatur sprachliche Reaktion darauf ist. Mir fällt auf, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas nicht haben, haben wir die Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür.“

„Muttersohn“ ist gewiss nicht ganz ganze „Gottesprojekt“, an dem Martin Walser seit Jahrzehnten arbeitet. Aber eine wichtige Etappe auf dem Weg, ein bisher unerhörter Einblick in die Werkstatt. Der Roman ist nicht mehr und nicht weniger eine doppelte Provokation: an einen säkularen Zeitgeist, der sich daran gewöhnt hat, „Glauben“ durch beweiskräftiges Wissen zu ersetzen und der das Erklären von „Glaubenmüssen“ bei Menschen an die Psychiatrie zu delegieren pflegt. Eine Provokation aber auch an einen religiösen Zeitgeist, der „Glauben“ mit Gewissheit verwechselt, mit Sicherheit und Besitz und der gerade so das Riskante des Glaubens ausblendet, das Gehen auf des Messers Schneide zwischen Einbildung und Wahrheit, Illusion und Wirklichkeit, Fiktionalität und Faktizität. Wie wirklich und wahr ist das, was der Glaube hervorbringt? Einbildung, Täuschung, Wunschprojektion - oder? Diese uralten Fragen im Schnittfeld von Glauben und Wissen wieder neu als unabgeschlossene, unabgeholte aufgeworfen zu haben, ist Walsers Verdienst. Eine Pflichtlektüre für Glaubende und Unglaubende.



**Prof.Dr.Karl-Josef Kuschel** lehrt Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Fakultät für Kath. Theologie der Universität Tübingen. Zugleich ist der stellv. Direktor des Instituts für ökumenische und interreligiöse Forschung.

Das Gespräch mit Martin Walser ist auch abgedruckt in dem Band: *Karl-Josef Kuschel, Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen*. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur, München 1985, S. 140-154.

Eine Auseinandersetzung mit dem Werk Walsers, insbesondere mit dem Roman „Angstblüte“ (2006), enthält der Band: *Karl-Josef Kuschel - Heinz Dieter Assmann, Börsen, Banken, Spekulanten – Spiegelungen in der Literatur, Konsequenzen für Wirtschaft, Ethos und Recht*, Gütersloh 2011, Kap. VII.